

perspektiven

OTTO BETZ · THANNHAUSEN

»Morgenrötliche Grate aller Erschaffung«

Rilkes Engel

*»Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch, weh mir,
ansing ich euch, fast tödliche Vögel der Seele,
wissend um euch.«¹*

Wer sich einmal mit den *Duineser Elegien* von Rainer Maria Rilke befaßt hat, behielt wohl diesen Anfang der zweiten Elegie im Gedächtnis. Und jeder hat sich wohl auch die Frage gestellt: wer ist dieser Engel, der schrecklich ist und dennoch so unwiderstehlich anzieht, der herbeigerufen und gleichzeitig abgewehrt wird, dessen Nähe gehnt und dessen Macht und Kraft gefürchtet wird und der in einer innigen Beziehung zur Welt und zum Menschen steht? Es gibt wohl keinen Dichter unseres Jahrhunderts, in dessen Werk so häufig vom Engel die Rede ist; unzählige Gedichte besingen ihn, handeln von ihm, aber auch in den Briefen ist häufig von ihm die Rede; der Engel ist ein Leitmotiv von Rilkes Dichtung. – Wer also ist der Engel, was ist der Grund dafür, daß er beschworen und angerufen wird?

Rilke selbst hat sich einmal in einem Brief dagegen gewehrt, daß seine Engel vom Aspekt christlicher Dogmatik her verstanden werden könnten. Seinem polnischen Übersetzer Witold Hulewicz schrieb er am 23. November 1925: »Der ›Engel‹ der Elegien hat nichts mit dem Engel des christlichen Himmels zu tun (eher mit den Engelgestalten des Islam).«² Nun hat sich zwar Rilke bei seiner Nordafrikareise mit dem Koran befaßt, arabische Studien betrieben, und er war auch bei seiner Spanienreise stark von den Resten der maurischen Kultur bewegt, aber gerade die Engelgestalt in seinem Werk ist kaum spürbar vom Islam geprägt, dagegen deutlich von der Bibel, wenn sie auch nicht auf die biblischen Bezüge beschränkt bleibt. Rilke geht eigenwillig mit biblischen Bildern und Traditionen um, bleibt ihnen aber doch zugeordnet. In der zweiten Elegie heißt es ja weiter:

*»Wohin sind die Tage Tobiae,
da der Strahlendsten einer stand an der einfachen Haustür,
zur Reise ein wenig verkleidet und schon nicht mehr furchtbar;
(Jüngling dem Jüngling, wie er neugierig hinaus sah)«.³*

OTTO BETZ, Jahrgang 1927, lehrte bis zu seiner Emeritierung als Ordinarius Allgemeine Erziehungswissenschaft und Religionspädagogik an der Universität Hamburg.

Der Dichter erinnert an das kleine alttestamentarische Buch Tobit, in dem erzählt wird, daß der junge Tobias für seine große Reise einen kundigen Gefährten gewinnt, der ihn sicher zum Ziel und wieder nachhause geleitet und sich beim Abschied als Erzengel Raphael zu erkennen gibt.

Dem Alten Testament war Rilke mehr verbunden als dem Neuen. Sein Verhältnis zu den Kirchen war ambivalent: in irgendeiner Weise fühlte er sich dieser Tradition verbunden, betonte aber immer wieder seine Distanz. Als er in Toledo ist, geht er »jeden Sonntag in eine kleine mozarabische Pfarre ein Salve anzuhören, das wohl an die tausend Jahre alt ist, im Laufe der Zeiten zwischendurch geriet es in Vergessenheit, aber da sangen es die Engel, wie es heißt, bis die Leute, erschrocken und beschämt, wieder die Tradition fortsetzten; nun ists mein Hintergedanke, die beiden dicken Psalmodierer könnten mal verhindert sein, ich würd es zu gern von den Engeln hören, aber auch so, es geht mir sehr nah, wie alle ganz alte Musik« (25. November 1912 an den Fürsten von Thurn und Taxis).⁴ Am 17. Dezember 1912 schreibt er an die Fürstin von Thurn und Taxis: »Übrigens müssen Sie wissen, Fürstin, ich bin seit Cordoba von einer beinah rabiatischen Antichristlichkeit, ich lese den Koran, er nimmt mir, stellenweise, eine Stimme an, in der ich so mit aller Kraft drinnen bin, wie der Wind in der Orgel.«⁵ Demgegenüber erlebt er in Spanien eine matte und erschöpfte Kirche. »Jetzt ist hier eine Gleichgültigkeit ohne Grenzen, leere Kirchen, vergessene Kirchen, Kapellen, die verhungern.«⁶ Aber im gleichen Brief berichtet er davon, daß er eine Schrift der Mystikerin Angela von Foligno liest und davon beeindruckt ist.

Bei allen Wandlungen und Veränderungen seiner religiösen Vorstellungen bleibt er einem »nahen und schwer faßbaren« Gott immer verbunden, ja, er möchte »Gott aus der Gerücht-Sphäre in das Gebiet unmittelbarer und täglicher Erlebbarkeit«⁷ versetzen, wie er am 25. Januar 1921 an einen in der Nachbarschaft wohnenden evangelischen Pfarrer schreibt. Und in den Wochen vor dem Abschluß der *Duineser Elegien* in Muzot schrieb er an Ilse Blumenthal-Weiß: »Erst muß man Gott irgendwo finden, ihn erfahren, als so unendlich, so überaus, so ungeheuer vorhanden –, dann sei's Furcht, sei's Staunen, sei's Atemlosigkeit, sei's am Ende – Liebe, was man dann zu ihm faßt, darauf kommt es kaum noch an, aber der Glaube, dieser Zwang zu Gott, hat keinen Platz, wo einer mit der Entdeckung Gottes begonnen hat, in der es dann kein Aufhören mehr gibt, mag man an welcher Stelle immer begonnen haben.«⁸ Vielleicht hat Rilke in seiner Kindheit einen »auferlegten Glauben« erlebt, vielleicht sollte Gott unbesehen und unverstanden als bedrückende Macht anerkannt werden; auf jeden Fall ist das Wort »Glaube« für ihn so belastet, daß er es nicht verwenden will. Vor allem ist ihm jede konfessionelle Einengung zuwider. Alle innerlich wahrhaftigen Formen der Gottesverehrung sind ihm nah und können von ihm nachvollzogen werden. »Es ist in mir eine am Ende doch ganz unbeschreibliche Art und Leidenschaft, Gott zu erleben, die unbedingt dem Alten Testament näher steht, als die Messiasde; Ja, wenn ich zugleich allgemein und wahr sein wollte, so müßte ich gestehen, es sei mir doch, zeitlebens, um nichts anderes zu tun, als in meinem Herzen diejenige Stelle zu entdecken und zu beleben, die mich in Stand setzen würde, in *allen* Tempeln der Erde mit der gleichen Berechtigung, mit dem gleichen Anschluß an das jeweils dort Größeste anzubeten«⁹, so schreibt er am 10. März 1922 aus Muzot an einen Pfarrer. – Diese Andeutungen mögen genügen,

um die ›offene Religiosität‹ Rilkes zu verdeutlichen, die ihn bei aller begrifflichen Unschärfe ganz stark bewegt. – Welchen Stellenwert haben nun die Engel in diesem Weltverständnis?

I.

Rilke weiß, daß der Engel seiner Dichtung mißverstanden werden kann und in konventionelle Zusammenhänge gerückt wird. Gerade das Harmlose und Sentimentale vieler Engeldarstellungen hat ihn maßlos abgestoßen, lieblich ist sein Engel nicht. Erst wenn man Abschied genommen hat von den betulichen Wesen, die als Statisten die festlichen Ereignisse umflattern, kann man überhaupt einen Zugang zu ihnen bekommen. Am Weihnachtsfest 1914 beginnt er ein Gedicht mit den Worten:

»Auch dieses Fest laß los, mein Herz«,

und skeptisch fragt er weiter:

»Was willst du feiern, wenn
die Festlichkeit der Engel dir entweicht?«¹⁰

Von den gewohnten frommen Formen seiner Kindheit muß er Abschied nehmen, aber nicht, um nun ein Vakuum zu hinterlassen, sondern gerade deshalb, um einen weiteren Horizont zu gewinnen. In dem Gedicht heißt es nämlich weiter:

»Doch drüber sind, unfühlbar, Himmel leicht
von zahllosen Engeln. Dir unfühlbar.«

Etwas Neues kündigt sich an, das zwar nicht dingfest gemacht und kategorial eingeordnet werden kann, aber doch offensichtlich seine eigene Dignität hat und wirksam ist.

Zu den gravierendsten Erfahrungen des Menschen gehört sicher die Einsicht in seine Halbheit, seine Unfertigkeit und Gebrochenheit. Wir stoßen an unsere Grenzen und können sie nicht aus eigener Kraft überschreiten. Die Engel sind bei ihm nun die Wesen, die solche Grenzen nicht kennen. Beim Bruchstückhaften darf der Mensch nicht stehen bleiben, und es kommen Wesen, die uns zur größeren Ganzheit führen wollen.

»... hinter den Sternen im Osten
wartet der Engel, daß ich mich kläre.«¹¹

Dieser Engel gehört einer anderen Dimension des Daseins an, ist aber offensichtlich der Erde zugewandt und dem Menschen beigesellt.

»Ein Engel –: ein im Himmlischen Zerstreuter,
der um dich ist seitdem du hier erschienst (...)
Beschäftigt, dir dein Leben hinzureichen.«¹²

Er ist also die Kraftquelle, die inspirierende Energie, der Ermöglicher eines volleren Lebens, das Bindeglied des kleinen Menschen zu den kosmischen Bereichen. Weil der Mensch noch gar nicht zu sich selbst gekommen ist, sich vielleicht noch sucht

und seine bisherige Existenz immer wieder überschreiten muß auf ein Zielbild hin, daß er noch gar nicht genau kennt; deshalb muß ihn der Engel in den kommenden Bereich locken.

»Wer weiß denn was wir werden? Daß wir sind,
ist ein Gerücht an das wir wieder glauben
sooft wir fühlen: einmal war ich Kind.
Doch schon das Nächste kommt zu groß und rinnt
durch uns wie Wind im Herbst durch leere Lauben.«¹³

Gerade das menschliche Scheitern, die mißlungenen Begegnungen, scheinen die Engel herbeizurufen, die eine letzte Heilheit verheißen, wo wir nur das Unheil wahrnehmen können.

»Wo wir uns hier, in einander drängend, nicht
nie finden: beginnen die Engel
sich zu gewahren, und durch die tiefere Näh
in heiligem Eilschritt wandeln sie endlos sich an.«¹⁴

Gerade dann, wenn uns die Menschen nicht beistehen können, scheint es eine »Stunde der Engel« zu geben, wenn wir hilflos sind und die Kräfte versiegen.

»Ach, da wir Hülfe von Menschen erharrten: stiegen
Engel lautlos mit einem Schritte hinüber
über das liegende Herz«¹⁵,

heißt es in einem Gedicht, das er sich am 11. Juli 1912 in Venedig notierte. Aber es ist oft gerade die Dunkelheit, die ausgehalten werden muß.

»... du schreitest
über mich hin, du unendliches Dunkel aus Licht«,¹⁶

heißt es in einem Gedicht an die Nacht, das vielleicht von der Lektüre Angelas von Foligno angeregt wurde, die Gott als ein Dunkel aus übergroßem Licht verstand.¹⁷

II.

So nah die Engel uns auch sein mögen, auch ihre Ferne, ihr Anderssein, darf nicht unterschlagen werden. Wir Bruchstückhaften können ihre Ganzheit gar nicht wirklich erfassen.

»Siehe, Engel fühlen durch den Raum
ihre unaufhörlichen Gefühle.
Unsre Weißglut wäre ihre Kühle.
Siehe, Engel glühen durch den Raum.

Während uns, die wirs nicht anders wissen,
eins sich wehrt und eins umsonst geschieht,
schreiten sie, von Zielen hingerissen,
durch ihr ausgebildetes Gebiet.«¹⁸

Dieses Anderssein des Engels kann so notvoll erlebt werden, weil auf das Rufen nach seinem Kommen offenbar keine Antwort zu erwarten ist. Ist der Ruf vergebens?

»... Engel, klag ich, klag ich?
 Doch wie wäre denn die Klage mein?
 Ach, ich schreie, mit zwei Hölzern schlag ich
 und ich meine nicht, gehört zu sein.
 Daß ich lärme, wird an dir nicht lauter,
 wenn du mich nicht fühltest, weil ich bin.
 Leuchte, leuchte! Mach mich angeschauter
 bei den Sternen. Denn ich schwinde hin.«¹⁹

Aber der Mensch muß lernen, von seinem eigenen kleinen Ich abzusehen, der Engel hat es zunächst einmal mit den Grundstrukturen der Schöpfung zu tun. Zunächst ist der Engel den unendlichen Räumen des Weltalls zugeordnet.

»Liebe der Engel ist Raum.
 Der Weltraum ist wie Gewahrung
 liebender Engel, erfüllt
 von dem gestirnten Geschenk.
 Wir in den ringenden Nächten
 wir fallen von Nähe zu Nähe,
 und wo die Liebe taut,
 sind wir ein stürzender Stein.
 Aber auch hier wo wir niemals
 uns finden, sind Räume der Engel.
 Fühl: in heiligem Eilschritt
 wandeln sie selig sich an.«²⁰

Und wenn auch die Engel noch so übermächtig sind, der Dichter versteht es als seine Aufgabe, mit ihnen in Verbindung zu kommen, damit die abgeschlossene Innenwelt der Schöpfung sich öffnet auf die andere Dimension hin. Im spanischen Ronda notiert er sich in sein Taschenbuch: »Ich, der ich so recht an den Dingen mich an das Hiesige gewöhnt habe, ich muß gewiß (und das ist es, was mir so schwer fällt in diesen Jahren) die Menschen überschlagen und gleich zu den Engeln (lernend) übergehen.«²¹ Er hat von sich selbst den Eindruck, daß er bei den Menschen hängenbleibt, daß er seine Einsamkeit nicht aushält. Bei den Engeln lernen, das ist der Versuch, die Ganzheit des Daseins – gleichsam von seiner Schöpfungskonzeption her – wieder zu gewinnen.

Die Liebe zur Bilderwelt von Greco war es, die ihn ganz besonders nach Spanien getrieben hatte. Und Greco schien es gelungen zu sein, die Engelwelt (als himmlische Spiegelung der Welt in verwandelter Form) glaubwürdig ins Bild zu bringen. Über den Engel Grecos schrieb er ins Taschenbuch: »Sein Wesen ist fließender, er ist der Fluß, der durch beide Reiche geht, ja, was das Wasser auf Erden und in der Atmosphäre ist, das ist der Engel in dem größeren Umkreis des Geistes, Bauch, Thau, Tränke, Fontäne des seelischen Daseins, Niederschlag und Aufstieg.«²² Hier scheint die Welt wirklich transparent zu werden, die Engel verbinden die ›beiden

Reiche« des Sichtbaren und des Unsichtbaren, des Vorläufigen und des Endgültigen. Vom Künstler wird die Sensibilität erwartet, die geheimnisvolle Engelbotschaft zu vernehmen und weiterzugeben. Deshalb muß er auch seine Einsamkeit aushalten und darf sich nicht mit den konventionellen »Tröstungen« zufrieden geben, die sich als Ablenkung von der Arbeit und der gestellten Aufgabe auswirkt. »Für die meisten Künstler ist ja gewissermaßen das Gegenteil der Fall, sie empfangen Bestärkung, Beistand, Zuspruch, Trost von dort her, von wo ich mich angegriffen, angezehrt fühle, vom Liebenden aus. Oh Simone, sehen sie, ich darf nicht getröstet sein.«²³ In der Mitte seiner Einsamkeit erwartet Rilke den größten Engel seiner Künstlerschaft. – Das führte auch dazu, daß er die entscheidenden Werke nie einfach nur als Ergebnisse seiner Arbeit ansah, sondern als dankbar angenommene Geschenke. Gerade der Elegiensturm machte ihn demütig und ehrfürchtig. Er war zu »athemlosen Gehorsam« verpflichtet. »Wie soll man nicht an Ehrfurcht und unendlicher Dankbarkeit zunehmen, über solchen Erfahrungen am eigenen Dasein.«²⁴

III.

Es ist aber nicht nur Hörbereitschaft und demütige Offenheit gegenüber dem Engel, die vom Dichter erwartet wird, er muß auch mit ihm kämpfen. Das biblische Motiv des Engelkampfes Jakobs am Jakob, der den Patriarchen erst zur Mündigkeit und Reife führte, hat Rilke stark beschäftigt. – Weil dieser Kampf aber hart ist und zu Konsequenzen führt, ist die normale Reaktion, daß man zurückweicht und der Auseinandersetzung entkommen möchte.

»Meine Not war immer noch geneigt
deiner Brandung auszuweichen.«²⁵

Wenn das Leben ein permanenter Reifungsprozeß ist, der durchgestanden werden muß, dann braucht der Mensch ein Gegenüber, ein Wesen, das uns voraus ist und nach vorn lockt, sich nicht damit abfindet, wenn wir verharren. Kaum ist aber der Engelkampf vorüber, so tritt uns der Engel schon wieder entgegen, weil der Weg ja weitergeht und nur eine Wegstrecke zurückgelegt ist. In einem Brief an die Fürstin spricht Rilke von dem Engel, »der, wenn man ihn eben überwunden hat, schon wieder an der nächsten Wendung einem entgegensteht. Ich habe mich gleich sehr entschlossen damit eingelassen, und ohne bei weitem es zu übersehen, empfang ich es doch wie ein Lebendiges, dessen Atem, Wärme und Gang mich gestreift hat.«²⁶

Vor allem dann, wenn Rilke in einer Krise steckte und wußte, daß von ihm ein Schritt voran verlangt wurde, kann er das nur so ausdrücken: er muß sich dem Engel stellen. Aus Paris schrieb er an Lou Andreas-Salomé: »Liebe Lou, irgendwie hast Du mir ja unendlich geholfen, das andere ist nun für mich und für den Engel da, wenn wir nur zusammenhalten: er und ich, und Du von ferne.«²⁷

Der Engel ist die Wandlungskraft, die auf das Kommende hintreibt und sich mit Vorläufigem und Dürftigem nicht abfindet. Das Alte und Abgelebte muß zurückgelassen werden, damit sich das Neue durchsetzen kann.

»Mit einem Neigen seiner Stirne weist
er weit von sich, was einschränkt und verpflichtet;

denn durch sein Herz geht riesig aufgerichtet
das ewig Kommende, das kreist.

Die tiefen Himmel stehn ihm voll Gestalten,
und jede kann ihm rufen: komm, erkenn –,
Gib seinen leichten Händen nichts zu halten
aus deinem Lastenden. Sie kämen denn

bei Nacht zu dir, dich ringender zu prüfen,
und gingen wie Er Zürnte durch das Haus
und griffen dich, als ob sie dich erschüfen,
und brächen dich aus deiner Form heraus.«²⁸

Ohne den ständigen Dialog mit dem imaginären Gegenüber bleibt der Mensch hinter sich selbst zurück, wenn er sich aber dem Engel stellt, werden die bisherigen Grenzen durchlässig. – Aber auch der Engel scheint auf den Menschen zu warten, Menschenwelt und Engelswelt sind aufeinander bezogen. Rilke wirft die Frage auf, ob nicht auch der Engel den Menschen ›braucht‹ – und ob umgekehrt das Vergängliche unserer Sphäre im Engel aufgehoben und gerettet sein könne.

»So, nun wird es doch der Engel sein,
der aus meinen Zügen langsam trinkt
der Gesichte aufgeklärten Wein.
Dürstender, wer hat dich hergewinkt?

Daß du dürstest. Dem der Katarakt
Gottes stürzt durch alle Adern. Daß
du noch dürstest. Überlaß
dich dem Durst. (Wie hast du mich gepackt.)

Und ich fühle fließend, wie dein Schauen
trocken war, und bin zu deinem Blute
so geneigt, daß ich die Augenbraun
dir, die reinen, völlig überflute.«²⁹

Der Engel darf der Tränke trauen, darf von dem aufnehmen, was der Mensch darstellt: das Erlittene, das Gründende, Süße, Blühende, Büßende, alles Dinge, die der Engel nicht kennt, weil er einer anderen Ordnung angehört. Vor allem der Mensch muß die »Richtung zur Zukunft«³⁰ beibehalten, um sich dem Künftigen und Noch-nicht-erschiedenen anzunähern. Was macht uns den Engeln sichtbar? Unser Jubel, unsere Klage.

»Jetzt aber bricht mir mein Jubel-Baum,
bricht mir im Sturme meiner langsamer
Jubel-Baum.

Schönster in meiner unsichtbaren
Landschaft, der du mich kenntlicher
machtest Engeln, unsichtbaren.«³¹

IV.

In einem gelingenden Werk kann der Engel ›erscheinen‹. Als Rilke von der Stadt Toledo hingerissen ist und von seinen Eindrücken in der spanischen Landschaft berichtet, schreibt er an Ellen Delp: »Diese, nicht mehr von Menschen aus, sondern im Engel geschaute Welt, ist vielleicht meine wirkliche Aufgabe, wenigstens kämen in ihr alle meine früheren Versuche zusammen.«³² Alle Kräfte müssen zusammengekommen werden, damit etwas entsteht, das dem ›Engelanspruch‹ genügen kann. »Mit diesem überlebensgroßen Engel kann man nur ringen, wenn man den Saft der Arbeit in den Adern hat«,³³ schreibt er an Inga Junghanns. Und Jakob von Uexküll kennzeichnet er die Welt des Engels als das ›Herrliche‹, und wenn der Künstler seine Aufgabe ernstnimmt, dann weiß er, daß er mitarbeitet an der »restlosen Verwandlung ins Herrliche«; wenn sie gelingt, kann man das Kunstwerk verstehen »als ein Dasein-Aussagendes, Sein-Wollendes: als ein Engel.«³⁴

Die Ausschau, die Erwartung, das sehrende Sich-ausstrecken bestimmen Leben und Werk Rilkes. Auf wen richtet sich diese offene Haltung? Einmal ist es die ersehnte Gefährtin oder der treue Freund, dann der herausfordernde Engel und letztlich der hereinbrechende Gott. Und manchmal bleibt es unklar, ob die Frau, der Engel oder Gott herbeigerufen wird.

»Wie der Vormorgen den Aufgang,
wart ich dich an, blaß von geleisteter Nacht.«³⁵

Und immer wieder sind es die Bilder der Hoffnung, der Sehnsucht und des Begehrens, nach der Begegnung, nach der Erfüllung, nach dem Vollendeten, die das Gedicht bestimmen.

»Wie kann
das Geringste geschehen, wenn nicht die Fülle der Zukunft,
alle vollzählige Zeit, sich uns entgegenbewegt?«³⁶

Selbst die Hyperbeln der Sprache genügen nicht, dem angemessenen Ausdruck zu geben, was der Dichter zu sagen hat. Aber dieses Ungenügen muß ausgehalten werden, weil es einen Bereich jenseits des Sagbaren gibt. Vielleicht waren es Trostworte für seinen polnischen Übersetzer, wenn er ihm folgende Verse widmete:

»Glücklich, die wissen, daß hinter allen
Sprachen das Unsägliche steht;
daß, von dort her, ins Wohlgefallen
Größe zu uns übergeht!«³⁷

Was wären die Phasen der Erwartung und der ausgestreckten Hände, wenn es nicht Momente der Erfüllung gäbe, wo das Erhoffte – vielleicht nur für Augenblicke – auch sichtbar und hörbar würde. Es gibt die Erfahrung der ›erfüllten Zeit‹, wo sich das Unerkannte erkennbar macht und das dunkel Geahnte greifbar wird.

»O Leben Leben, wunderliche Zeit
von Widerspruch zu Widerspruche reichend
im Gange oft so schlecht so schwer so schleichend
und dann auf einmal, mit unsäglich weit

entspannten Flügeln, einem Engel gleichend:
O unerklärliche, o Lebenszeit.«³⁸

Wenn Engel Brückenbauer sind, dann ist unsere fragmentarische Existenz kein Unglück, wenn sie uns helfen, das zu Ende bringen, was wir unzureichend begonnen haben.

Das uns Zugeteilte allerdings müssen wir verrichten.

»Jedes Leere, jeder Zwischenraum
dunkler Stunden wird zum hohlen Krüge,
wird zur Muschel, dran die Fuge
dröhnen wird. Wir ahnen kaum,
wie wir uns nach unermessenem Rate
um zur Orgel bauen, horchend leis,
für den Sturm der kommenden Kantate
und den Engel, der sie plötzlich weiß.«³⁹

Wir brauchen uns also nicht selbst zu spielen, aber zum brauchbaren Instrument sollen wir werden. So wie Hildegard von Bingen sich als Posaune verstand, auf der Gott blasen soll, so kennzeichnet Rilke die Aufgabe des Menschen: er müsse sich umbauen, damit schließlich der Engel die noch unbekannte Kantate, das »Lied überm Land«⁴⁰ singen könne.

Das Warten und die Bereitung sind kennzeichnend für menschliches Dasein. Der Engel steht für die Zuversicht, daß dem Warten auch ein Entgegenkommen korrespondiert.

»Sind nicht deshalb Engel
daß einer sich des Wartens freue?«⁴¹

Auch in der menschlichen Begegnung kann etwas von der Gegenwart des Engels Wirklichkeit werden, so daß der eine wirklich zum Engel für den anderen wird. Als Rilke 1911 in Paris die junge Arbeiterin Marthe Hennebert kennenlernte und ihre noch schlafende Begabung erkannte, spürte er gleich den Auftrag, sie geistig zu wecken und zu fördern. Selbstkritisch fragt er sich aber: »Bin ich ein Engel denn, daß ich sie gleich ergriff?«⁴²

Und als er einmal in der Kathedrale Notre Dame auf sie wartete und die plastischen Kunstwerke der Kirche anschaute, notierte er sich: »diese Stücke Engel, das sind wir.«⁴³

Vor allem dann, wenn sich Menschen so begegnen, daß sie sich ergänzen und etwas von der Heilheit der unzerteilten Schöpfung sichtbar wird, kann man an die zur Fülle führende Wirksamkeit des Engels denken.

»Einzeln sind wir Engel nicht; zusammen
bilden wir den Engel unserer Liebe:
ich den Gang, du seines Mundes Jugend.«⁴⁴

Rilke wollte seinen Freunden und Briefpartnern oft die Augen öffnen für die geheimnisvolle Anwesenheit der Engel. So schrieb er Magda von Hattingberg, seiner Benvenuta: »Du hast Engel um Dich in Deiner Musik, Du hast Engel um Dich in

Deiner Freude, Du hast Engel um Dich in der Reinheit Deines Gemüths –: Du hast viele Engel um Dich: vielleicht thun sie Dir viel zu lieb.«⁴⁵

V.

Fragen wir uns noch einmal: wer ist der Engel? Welche Erfahrungen hat Rilke gemacht, die ihn bewogen, immer wieder auf den Engel zu sprechen zu kommen, auf ihn hinzuweisen und in ihm etwas vom Zielbild der Schöpfung zu sehen?

Wir würden wohl zu kurz greifen, wenn wir den Engel nur als eine poetische Metapher verstünden, die dem lyrischen Ich als imaginäres Gegenüber zu dienen hätte. Andererseits darf man nicht der Versuchung verfallen, den Engel einzig nach den biblischen Vorstellungen zu deuten. Aber mir scheint, es geht um Wirklichkeiten, wenn Rilke vom Engel spricht, seien es nun personal oder unpersönlich gedachte Wesen. Die berühmtesten Zeilen der zweiten Duineser Elegien lassen eher an die elementaren Strukturen der Schöpfung denken, an das Sichtbarwerden der göttlichen Ordnung, die Auswirkungen seiner Liebe:

»Frühe Geglückte, ihr Verwöhnten der Schöpfung,
Höhenzüge, morgenrötliche Grate
aller Erschaffung, – Pollen der blühenden Gottheit,
Gelenke des Lichtes, Gänge, Treppen, Throne,
Räume aus Wesen, Schilde aus Wonne, Tumulte
stürmisch entzückten Gefühls und plötzlich, einzeln,
Spiegel: die die entströmte eigene Schönheit
wiederschöpfen zurück in das eigene Antlitz.«⁴⁶

Die Engel werden zwar angesprochen, aber die symbolträchtigen Bilder, die hier verwendet werden, weisen eher auf die der Schöpfung zugrundeliegenden Urformen hin, die sich als ein Herausfluten der göttlichen Liebe erweisen.

In einem Brief an Nora Purtscher-Wydenbruck vom 11. August 1924 hat Rilke einmal etwas über seine Sensibilität gegenüber »höheren Mächten« ausgesagt: »Ich bin, zum Glück, medial vollkommen unbrauchbar, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß ich mich auf meine Weise den Einflüssen jener oft heimatlosen Kräfte eröffnet halte und daß ich nie aufhöre, ihren Umgang zu genießen oder zu erliden.«⁴⁷ Das poetische Werk Rilkes ist selbstverständlich als eine Dichtung anzusehen und nicht als eine verkappte Form einer Offenbarung. Und dennoch beruft sich Rilke auf Erfahrungen, die nicht auf beliebige Weise benannt und beschrieben werden können.

Rilke hatte eine hohe Meinung vom Menschen und seiner Aufgabe. Er ist zwar noch nicht der, der er sein kann und sein soll, es mag sein, daß seine wahre Gestalt erst heraufkommt. Das Chaotische und Unfertige muß durchgestanden werden, bis sich eine gültigere Form zeigt. »Unsere Wirrnisse sind seit je ein Teil unserer Reichtümer gewesen, und wo wir vor ihrer Gewalt uns entsetzen, erschrecken wir doch nur vor den ungeahnten Möglichkeiten und Spannungen unserer Kraft –; und das Chaos, wenn wir nur ein wenig Abstand gewinnen, erregt in uns sofort die Ahnung neuer Ordnungen und, sowie unser Mut an solchen Ahnungen nur im mindesten sich beteiligen mag, auch schon die Neugierde und die Lust, jenes noch unvor-

sehliche künftige Ordnen zu leisten!«⁴⁸ Hier ist zwar nicht ausdrücklich vom Engel die Rede, aber dieses noch Ungeleistete, dich Drängend-Ankündigende kann durchaus mit dem ›Engel‹ in Verbindung gebracht werden.

Wenn sich Rilke so vehement gegen ein allzu einseitiges jenseitsorientiertes Christentum ausspricht und dafür das Hiesige betont, dann sollte man immer bedenken, daß es ihm gerade um die innere Einheit der »beiden Reiche«, um das »Doppelreich«⁴⁹ geht, wie es in den *Sonetten an Orpheus* heißt. »Alles tief und innig Hiesige, das die Kirche ans Jenseits veruntreut hat, kommt zurück; alle Engel entschließen sich, lobsingend zur Erde!«⁵⁰ – Wenn sich aber nun die Engel so entschieden zur Erde bekennen, dann ist die Aufgabe des Menschen, das Seine dazu beizutragen, die Erde zu verwandeln. Von der Erde wird ja in der neunten Elegie gesagt:

»Ist es dein Traum nicht,
einmal unsichtbar zu sein? – Erde! unsichtbar!
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?«⁵¹

In seinem wichtigen Brief an Witold Hulewicz geht Rilke expressis verbis auf die Frage nach dem Engel ein: »Der Engel der *Elegien* ist dasjenige Geschöpf, in dem die Verwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares, die wir leisten, schon vollzogen erscheint ... Der Engel der *Elegien* ist dasjenige Wesen, das dafür einsteht, im Unsichtbaren einen höheren Rang der Realität zu erkennen ... Alle Welten des Universums stürzen sich ins Unsichtbare, als in ihre nächsttiefere Wirklichkeit.«⁵² Der Mensch aber ist der Verwandler der Erde, »wir sind die Bienen des Unsichtbaren«. Sein Bekenntnis zur Erde ist also immer verbunden mit dem Verlangen, diese Erde zu verwandeln und sie der Zielgestalt anzunähern.

VI.

Mit aller Vorsicht könnte man sagen:

Der Engel ist im Gegensatz zum Menschen das Beständige und Dauernde. Er ist dem Menschen voraus, weil er nicht das Bruchstückhafte, sondern das ›Ganze‹ repräsentiert.

Er kann als der geheimnisvolle Helfer wirksam werden, weil er über die Grenze lockt.

Er ist der plötzlich auftauchende Bote von ›drüben‹ und eröffnet neue Dimensionen des Daseins.

Er steht für die grundlegenden Ordnungsstrukturen der Schöpfung, damit die Schöpfung in die »Schwingungs-Sphären des Universums«⁵³ einschwingen kann.

Er ist das Andere, das Überraschende, Umgreifende, damit die sichtbare Welt nicht zu eng und zu klein betrachtet wird.

Er ist die »reine Überwindung«, weil nichts Belastendes ihn beschwert und er das Freie und Leichte repräsentiert.

Er ist der Mahnende, der die Haltung des Menschen zu korrigieren sucht, wenn der sich in die Irre begeben hat.

Er kann als das wahre Selbst erlebt werden, als die eigentliche Tiefe und verborgene Grundkraft des Menschen.

Er repräsentiert das integrierte Ganze, damit die Teilelemente der Person sich zum Ganzen fügen.

Er ist das Verlässliche im Wandelbaren und wirkt mit dem Künftigen ins Gegenwärtige hinein.

Er ist schrecklich, weil uns noch die Organe fehlen, um seine ganze Schönheit wahrzunehmen.

Er ist die gestaltgewordene Liebe, die uns Mut macht, unseren Weg der Wandlung weiterzugehen.

ANMERKUNGEN

1 Wenn nicht anders angegeben, wird in diesem Beitrag nach der zwölfbändigen Insel-Werkausgabe zitiert: R. M. Rilke, *Sämtliche Werke*. Frankfurt a. M. 1975, hier Bd. 2, S. 689.

2 Die Briefstellen werden (wenn nicht besonders bezeichnet) nach der dreibändigen Ausgabe zitiert: R. M. Rilke, *Briefe*. Frankfurt a. M. 1987, hier Bd. 3, S. 899 f.

3 Werke 2, S. 689.

4 Briefe 2, S. 377.

5 Briefe 2, S. 379.

6 Briefe 2, S. 380.

7 An Rudolf Zimmermann, Briefe 2, S. 656.

8 28. Dezember 1921, Briefe 2, S. 719.

9 An Rudolf Zimmermann, Briefe 3, S. 757.

10 Werke 3, S. 97.

11 Werke 3, S. 71.

12 Werke 3, S. 198 f.

13 Werke 3, S. 209.

14 Werke 3, S. 86.

15 Werke 3, S. 43. Das Gedicht notierte sich Rilke am 11. Juli 1912 in Venedig.

16 Werke 3, S. 67.

17 »Und darauf sah ich Gott in einer Finsternis – ich sage deshalb Finsternis, weil er ein Gut von solcher Größe ist, daß Verstand und Denken ihn nicht begreifen können ... Und auch meine Hoffnung ist nun in dem machtvoll wirkenden Gut der Finsternis ganz gesammelt und gefestigt«: A. da Foligno, *Der Gott der Finsternis*, in: *Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor*, hrsg. v. J. Bernhart. Graz 1947, S. 310.

18 Werke 3, S. 69.

19 Werke 3, S. 48. Geschrieben am 14. Januar 1913.

20 Werke 3, S. 474 f. Der Entwurf stammt vom 9. Februar 1922, in Muzot aufgezeichnet.

21 Rainer Maria Rilke, *Chronik seines Lebens und seines Werkes* hrsg. v. I. Schnack. Frankfurt a. M. 1990, 1. Bd., S. 420 (im folgenden kurz »Chronik« genannt).

22 Chronik 2, S. 421.

23 R. M. Rilke, *Briefe an Schweizer Freunde*, hrsg. v. R. Luck. Frankfurt a. M. 1994, S. 244; der Brief wurde am 28. November 1921 an Simone Brüstlein geschrieben.

24 Briefe 3, S. 833; am 20. April 1923 an Xaver von Moos geschrieben.

25 Werke 3, S. 407.

26 Briefe 1, S. 283; am 16. Mai 1911 in Paris geschrieben.

27 Briefe 2, S. 411; Paris, 21. November 1913.

28 Werke 2, S. 508 f.

- 29 Werke 3, S. 71.
30 Werke 3, S. 84.
31 Werke 3, S. 84.
32 Briefe 2, S. 510, am 27. Oktober 1915 in München geschrieben.
33 Briefe 3, S. 924; am 27. Februar 1926 in Val-Mont geschrieben.
34 Chronik 1, S. 331.
35 Werke 3, S. 42.
36 Werke 3, S. 42.
37 Werke 3, S. 259; Widmungsgedicht für Witold Hulewicz.
38 Werke 3, S. 411.
39 Werke 3, S. 394.
40 Aus dem Sonett XIX des ersten Teils der *Sonette an Orpheus*, Werke 2, S. 743.
41 Werke 3, S. 390.
42 Werke 3, S. 383.
43 Werke 3, S. 351.
44 Werke 3, S. 222.
45 R. M. Rilke, *Briefwechsel mit Benvenuto*. Esslingen 1954, S. 103.
46 Werke 2, S. 689.
47 Chronik 1, S. 410.
48 Briefe 3, S. 795; an E. M., 13. September 1922 in Muzot geschrieben.
49 Vgl. die Sonette VI und IX des ersten Teils der *Sonette an Orpheus*, Werke 2, S. 734 und S. 736.
50 Chronik 2, S. 843; an Ilse Jahr am 22. Februar 1923.
51 Werke 2, S. 720.
52 Briefe 3, S. 900.
53 Briefe 3, S. 898.